

Der Beginn des Sommers

Adis Mezet

Zu Beginn dieses Sommers – für viele wohl auch der Beginn der schönen Jahreszeit – ja, zu diesem Beginn, fasste mein Mitbewohner den Entschluss oder schlechten Vorsatz: wenn es möglich ist, nicht einen Tag, nicht eine Stunde oder nur eine Minute in der Sonne zu verbringen. In der Tat zielte dieser Selbstversuch auf den inneren Drang des Faulenzens in der Sonne ab und war durchaus eher als Provokation als ernst gemeinter Versuch zu sehen. Meiner anfänglichen Skepsis zum Trotz, schien er die Sache recht ernst zu nehmen. Ich hingegen entschloss mich, die Bahn zu nehmen.

Vivaldis „Vier Jahreszeiten“

Die Inszenierung von Oliver Bukowskis Stück „Kritische Masse“, unter der Regie von Sebastian Nübling, bildet den Abschluss der diesjährigen Mülheimer „Stücke“.

Schon im Foyer begrüßen mich die Klänge von Vivaldis „Vier Jahreszeiten“ und auch der Theatersaal wird von diesen angenehmen Klängen durchflutet. Allerdings werden nur die markanten ersten Sekunden in einer Endlosschleife immer wieder und wieder gespielt und erzeugen so eine irritierende Grundstimmung. Der Anlass für die Musikauswahl ist in der Heimatstadt des Stückes bzw. des verantwortlichen Schauspielhauses zu finden. In Hamburg wird der Hauptbahnhof, der gegenüber des Schauspielhaus liegt, durchgängig von Klassik und insbesondere von Vivaldis „Vier Jahreszeiten“ beschallt. Drogenabhängige und Obdachlose reagieren, auch wenn dies noch nicht wissenschaftlich belegt ist, wohl höchst empfindlich auf klassische Musik. Insbesondere auf Geigenklänge, diese lassen sie schnell das Weite suchen – den nächstgelegenen, unbeobachteten Ort, wahrscheinlich einen Kinderspielplatz, Park oder ähnliches. Klassik als Druckmittel gegen die unliebsamen Gäste. Wenn man bedenkt, dass Musik hören eigentlich ein freiwilliger Akt ist, so kann der Einsatz solch einer – nennen wir sie ruhig so – Waffe, mit Recht kontrovers gesehen werden. Der Bahnhof ist ein öffentlicher Raum und eine aufgezwungene Musikbeschallung gehört nicht an einen solchen Ort – jeder, der in der U-Bahn schon einmal neben einem Handy-Terroristen saß, weiß dies bestimmt, leidvoll zu bestätigen. Wie man auch zu diesem Aspekt stehen mag, ob man Klassik liebt oder auch nicht, letztendlich wird durch solch ein Vorgehen nur das Symptom und nicht die Ursache des Problems bekämpft. Aus den Augen, aus dem Sinn. Doch die Symptombekämpfung ist ja generell ein gern gesehenes, medienwirksames und äußerst populistisches Werkzeug. Die Protagonisten des Stückes spiegeln diese Schicht wider. Sie sind es die auch beschallt werden. Es sind keine Kriminellen oder Drogenabhängige. Es sind nur: gescheiterte Menschen.

In Mülheim wurde nun der gemeine Theaterbesucher beschallt und sofern er das Theater

nicht vollends verlassen wollte blieb ihm auch kein weiterer Ausweg aus dieser prekären Lage, als sich auf seinen Sitzplatz einzufinden und auf den Beginn des Schauspiels zu warten. Gehört er nun zu der gescheiterten Unterschicht, die man von öffentlichen Orten – und dem Geiste – allzu gerne verdrängen mag? Zumindest vollzieht sich durch die Beschallung eine partielle Gleichstellung. Der Theaterbesucher wird nun zum Aussätzigen, der sich dem Psychoterror ausgeliefert sieht und diesem nur durch seine Flucht entkommen könnte.

Die Masse

Ein Ensemble von sechzehn Schauspielern bildet das Grundgerüst des Stückes. Obwohl von Zeit zu Zeit einige heraustreten, bleibt das Gefühl der einheitlichen Masse bestehen. Mit Absicht wurde auf allzu viele Szenen verzichtet, die einzelne Charaktere hervorheben würde – auch wenn sich dies beileibe nicht vermeiden lässt. Es bildet sich eine breite Masse, die dem Querschnitt einer sozialen Studie gerecht würde. Über das Geschwisterpaar, das aus einem Revolutionär und seiner feiernden und auf ihn achtgebenden Schwester besteht, die gerne teure Boutiquen besucht, nicht weil sie es sich leisten könnte, sondern weil sie dort noch wie ein Mensch behandelt wird. Die Mutter mit ihrem faulen Sohn, der abseits stehende Sonderling, die arbeitslose Professorin, der mittellose Kneipier mit seiner russischen Frau, die alleinerziehende Mutter und auch der Schreiberling, der in der Post seines Briefträgerfreundes nach Stoffen für seine Texte sucht, sich dabei nicht nur einen Dreck um das Postgeheimnis schert, sondern durch diese sogar groß herauskommen will.

Die Protagonisten des Stückes sind noch nicht am Bahnhof angekommen. Sie warten „nur“ in einer Schlange vor dem Arbeitsamt. So bilden sie eine stetig wachsende Masse am unteren Ende unserer Gesellschaft. Ist diese Masse nicht das Fundament für die Stützpfeiler unserer Gesellschaft? Dies ist weder geistig noch wirtschaftlich gemeint, sondern rein fakultativ. Was geschieht mit einem Gebäude, das auf einem Fundament aufgebaut ist, dessen Zustand „kritisch“ ist? Zuerst schwankt es und es bilden sich erste Risse in der bröckelnden Fassade. Der letzte Versuch der Gebäuderettung ist das Abstützen. Geschieht dies nicht oder schlägt die Stütze fehl, dann bahnt sich die eigentliche Katastrophe an: das Gebäude stürzt in sich zusammen und begräbt all diejenigen, die sich als Bewohner, gar Gemeinschaft dieses Gebäudes bezeichnen würden, unter sich. Unterschiede, wer zuerst oder wie begraben wird, werden dabei nicht mehr gemacht.

Es scheint als ob die Saat, auf welcher diese soziale Gesellschaft beruhen sollte, wie weggeblasen sei. Aufrichtigkeit, Vertrauen, Wahrheit oder selbst das Menschsein, wird den Betroffenen von der Gesellschaft abgesprochen. Der Wille an der Aufzucht eines funktionierenden sozialen Systems, dass das Menschliche nicht außen vor lässt, scheint auf dem Weg verloren gegangen. Vielmehr herrscht der ungeäußerte Drang des Abbrennens der letzten verbliebenen Brücken des sozialen Systems – wie auch zu den sogenannten sozial Unterprivilegierten: der Unterschicht.

Wie schnell man eine der letzten intakten Brücken, auf die unliebsame Seite der

Gesellschaft, noch überqueren kann, wird in der Figur der Professorin deutlich. Sie, die vorher noch mit allen akademischen Privilegien ausgestattet war, verdingt sich nun mit dem Verkauf von Frischhalteboxen. Der Halt bricht weg und gegen den Absturz ist man so trotz aller zuvor genossenen Privilegien nicht gefeit. Flügel fangen, gerade bei den Hochfliegenden, unter bestimmten Umständen Feuer und egal, wie zwanghaft man sie dann auch ausbreiten möge, – als ob der Wille zum Flug noch vorhanden sei – so bleibt der Auftrieb unter diesen verkrüppelten Flügeln aus. Die Fläche ist fort. Ist der Boden dann erst einmal erreicht, scheint es, als ob man an ihn gefesselt wäre – für immer – und die Krähen sich das letzte Stück der Selbstachtung, den letzten Rest des verbliebenen Eigentums herauspicken, gar herausreißen würden. Nicht nur das Eigentum, sondern auch der Mensch wird hierbei zur Ware, zur Konkursmasse. Gehört er doch zum System, wird doch kein Versuch unterlassen, ihn vom System abzukoppeln.

Einstweilen wird es Mittag.

In den dreißiger Jahren des zwanzigsten Jahrhunderts entstand eine Studie, die die Untersuchung der Auswirkungen von länger andauernder Arbeitslosigkeit auf die Bevölkerung zum Ziel hatte. „Die Arbeitslosen von Marienthal“¹ gewinnen in Zeiten stetig wachsender Arbeitslosigkeit und der Weltwirtschaftskrise erneut an Brisanz. Natürlich gab es etliche soziale Veränderungen seither, aber die Kernprobleme sind immer noch oder gerade jetzt wieder stark präsent.

Aufstehen – Mittagessen – Schlafengehen, waren die zeitlichen Orientierungspunkte der männlichen Bevölkerung in der Studie. Auf das Stück gemünzt, müsste dem noch „zum Amt gehen“ hinzukommen. Die Zeit verliert ihre Bedeutung, und da sie das einzige ist, was im Überfluss vorhanden ist, lässt sich so einiges (praktisch alles) auf den morgigen Tag verschieben. Dies geschieht nicht bloß einmal, sondern durchgängig. Welche Wege bieten sich nun an, um aus diesem Kreislauf auszubrechen? Die Protagonisten in Bukowskis Stück bzw. in der Inszenierung, die stark von der Textvorlage abweicht, wählen einen besonderen. Stehen sie anfangs noch apathisch in der Schlange, reißt sie spätestens die geschlossene Türe des Amtsgebäudes aus ihrer Lähmung.

Das erste Newtonsche Axiom, das Trägheitsprinzip, besagt, dass: „Jeder Körper [...] [solange] in seinem Zustand der Ruhe oder der gleichförmig geradlinigen Bewegung [verharrt], [...] [solange] er nicht durch einwirkende Kräfte gezwungen wird, seinen Bewegungszustand zu ändern.“² Es handelt sich hierbei um ein physikalisches Gesetz, doch kann es freilich in Bezug zur momentanen Gesellschaft und in diesem Falle dem Thema des Stückes beigelegt werden. Der Drang, dass etwas geschehen sollte, erwacht in ihnen. Doch wie kann man etwas verändern, wenn man nur eine weitere unbedeutende Nummer im System ist?

¹ Jahoda, Marie/Lazersfeld, Paul F./Zeisel, Hans: *Die Arbeitslosen von Marienthal. Ein soziographischer Versuch*. Frankfurt am Main: 1975. Suhrkamp.

² <http://www.thp.uni-koeln.de/alexal/mechanik.pdf> gefunden am 14.09.09.

Out of the blue and into the black

Wieso sich dann nicht selbst verderben, verleben? „It's better to burn out than to fade away.“ sang einst Neil Young in „Hey Hey, My My (Into the Black)“. Die Zukunft der Protagonisten zeigt sich ähnlich: sie fallen aus dem Himmelblau, dem Licht, ins Schwarze, ins Dunkel. Ein wahrhaftiges Verrotten zeichnet sich ab. Die Zukunft ist bei weitem nicht erleuchtet, sie ist pechschwarz. Die nährende, zehrende Dunkelheit durchlebt jeder von ihnen anders und jeder hat einen anderen Zeitraum in ihr verbracht.

Abgestempelt sind sie alle. Warum dann nicht feiernd untergehen? Die Masse entwickelt eine Eigendynamik. Anfangs noch angetrieben vom Entertainer Majo-Hajo und seiner Fiancée Alexa, gewinnt die aufkommende Party immer mehr an Bewegung und Brisanz. Der „Pöbel“ wird von oben herab betrachtet: beim Grillen, beim Feiern, beim Saufen, beim Sex. Vereinzelt nähert man sich und verliert sich doch wieder. Die Feier artet aus und zur Aufheiterung werden Trinksprüche und Witze ins Publikum geschleudert. Dieses reagiert größtenteils empfänglich, amüsiert; und saugt die Witze willfährig auf. Je länger die Witz-Tirade andauert, desto derber und unerträglicher werden die Witze und desto schallender wird das Lachen im Publikum. Der Spiegel, der dem Publikum entgegengehalten wird, zeigt denen, die nicht über die Witze lachen können, eine hässliche Fratze. Die Lachenden sehen sich, wie in einem paradoxen Spiegelkabinett, von der besten Seite – fröhlich und amüsiert. Mit Wonne kann sich das Publikum von der Problematik abwenden mehr noch: es kann sich amüsieren.

Die Protagonisten schmieden Revolutionspläne und, wenn schon nicht die Revolution vollzogen werden kann, so soll doch wenigstens diese Gemeinschaft von Dauer sein. Der Schluss der Party ist auch gleichzeitig der Schluss des Pläneschmiedens. Aufgereiht wie Zinnsoldaten stehen die Protagonisten auf der Bühne. Ihre Gesichter sind durch aufgesetzte Kartons verdeckt. Jedermann und Niemand könnte dort stehen. Das Individuum bleibt außen vor; was bleibt ist der Gesichtslose, der Stimmlose in der Masse.

Der Bühnenaufbau verdeutlicht dies zudem. Auf einer Bühne, die schräg gewinkelt ist und somit keine andere Sichtweise als die von oben herab zulässt, die dazu noch einem riesigen Stempelkissen gleicht, müssen die Protagonisten agieren. Und je länger sie sich auf diesem Stempelkissen befinden, desto schmutziger werden sie. Die Spuren ihres Aufenthalts werden immer sichtbarer: auf der Kleidung, am Körper wie auch im Gesicht. Sie werden stigmatisiert. Abgestempelte und durch das daraus folgend Sichtbare sind sie auch gleichzeitig etwas, das nicht mehr in die feine Gesellschaft passt: dreckige Aussätzige.

Auch Du, Nübling?

Bedenkt man, dass es sich bei den „Mülheimer Stücken 09“ um ein Dramatikerfestival handelt, so ist die Verwunderung, warum dieses Stück mit dieser Inszenierung aufgenommen wurde, umso größer. Die Änderungen, die der Regisseur Sebastian Nübling vorgenommen hat sind enorm und lassen die textliche Vorlage nur noch als grobe Skizze erscheinen. Nicht nur, dass

Personen des Stückes ausgetauscht, das Geschlecht und gar die soziale Stellung geändert wurden, nein, ganze Passagen wurden weggelassen oder umgemodelt. Aus Bukowskis Sicht ist seine Apathie bei der anschließenden Diskussion verständlich. Seine Vorstellung des Stückes divergierte mit der Inszenierung von Nübling. Lustlos und zusammengesunken sitzt er vor seinem Mikrofon. Der Ärger, dem er, während er die Inszenierung zum ersten Mal während der Premiere in Hamburg sah, ausgesetzt war, scheint verflogen. Damals war er, nach eigener Aussage, noch aufgestanden und verließ den Theatersaal. Bei der diesmaligen Inszenierung fand er willige Nachahmer im Theaterpublikum, die das Stück weit vor seinem Ende verließen. Beileibe geschah dies nicht aus Solidarität zu Bukowski selbst oder seiner Textgrundlage, die im Vorfeld wohl die wenigsten gelesen hatten, sondern – sofern sie nicht eine schwache Blase antrieb – aus Missfallen.

Die Inszenierung ging mit Bukowskis Vorstellungen nicht konform, wenngleich er sich mit dem Inszenierungsansatz noch immer nicht anfreunden konnte, so hat er sich mittlerweile zumindest damit – wie auch immer – arrangiert. Gebeutelt, in sich versunken sitzt er auf seinem Stuhl und lauscht lustlos den Antworten der Regie. Ist er der Adressat einer Frage, wirkt es gar, als ob er die Antworten nur ablöse und geistig schon längst Abstand von seinem Stück – auf jeden Fall von der Inszenierung – genommen habe. Im Großen und Ganzen ist dies auch der Dreh- und Angelpunkt der gesamten Diskussion. Und letzten Endes geschieht dies auch zu Recht. Ein großes Thema wurde zu leichtsinnig verspielt und dem Banalen anheim gegeben.

Um nochmal auf meinen Mitbewohner zurückzukommen. Er hielt diesen Vorsatz nicht allzu lange durch. Schon den folgenden Sonntag verbrachte er dösend bei Grill und kalten Getränken im Garten seiner Eltern. Ihm schien das wenige an Freizeit, das er hatte, wohl doch zu wichtig, als dass er sie nicht sinnvoll nutzen sollte und sich somit wenigstens die Erholung für die Aufgaben des Alltags sichern konnte.

Literaturverzeichnis

Jahoda, Marie/Lazersfeld, Paul F./Zeisel, Hans: *Die Arbeitslosen von Marienthal. Ein soziographischer Versuch*. Frankfurt am Main: 1975. Suhrkamp.

<http://www.thp.uni-koeln.de/alexal/mechanik.pdf> gefunden am 14.09.09.